



Predigt am 11. Sonntag nach Trinitatis von Pastor Markus Kalmbach über Lukas 18,9-14

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde. Wir beamen uns mal 2000 Jahre zurück. In Jerusalem steht der große Tempel mitten in der Stadt. Ein Prachtwerk, wie wir es uns heute wohl kaum vorstellen können. Und alles wurde per Hand gebaut.

In diesem Tempel war der Zugang wie folgt geregelt. Es gab den äußeren Bereich, wo alle hinkommen konnten, auch Nichtjuden. Dann kam der nächste Bereich, wo die jüdischen Frauen sich aufhalten durften. Danach kam der Bereich für die jüdischen Männer. Daran schloss sich der Vorhof der Priester und schließlich das Allerheiligste an. Je näher man also zum Allerheiligsten kam, um so weniger Leute durften dort hin.

Im Evangelium des heutigen Sonntags, und dieser Text ist gleichzeitig unser Predigttext, da heißt es: *10 Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. 11 Der Pharisäer stand und betete bei sich selbst ... 13 Der Zöllner aber stand ferne.* Der Zöllner durfte sich nur im äußeren Bereich aufhalten. Jeder andere Bereich war für ihn tabu. Der Pharisäer durfte, wenn er auch Priester war, bis in den Vorhof der Priester vorgehen, sonst eben nur bis in den Vorhof der jüdischen Männer.

Das allein konnte einen leicht dazu bringen, zu denken, dass man was Besseres ist, je näher man dem inneren Bereich, dem Allerheiligsten kam. Je weiter man außen stand, um so mehr war man nur Zuschauer und hatte keinen Anteil an dem, was innen passierte.

So war der Tempel und somit die jüdische Religion aufgebaut. Gott im Zentrum, aber weil Gott Gott ist, deswegen konnte auch nicht jeder einfach so Zugang haben. Denn wir Menschen sind Menschen die Fehler machen, gegenüber

anderen und gegenüber Gott. Wir versündigen uns, wir sind Sünder.

Und dann gab es ja auch noch sehr viele Reinheitsvorschriften im Alten Testament. Wenn jemand mit Unreinem in Kontakt war, oder krank war, oder eine Frau ihre Tage hatte, oder man mit Toten in Berührung kam, dann galt man als unrein. Und Menschen die unrein waren, mussten erst rein werden und dann Opfergaben darbringen, um im Tempel Gott anbeten zu dürfen.

Der Zugang zum Allerheiligsten war streng geregelt. Um Gott nahe zu kommen, musste man auf jeden Fall den Mittlerdienst der Priester und des Hohepriesters, des allerobersten Priesters im Tempel in Anspruch nehmen. Dieser durfte das Allerheiligste aber nur einmal im Jahr betreten, denn es war ja DER heilige Ort! Und das war beim großen Versöhnungsfest.

An diesem Tag wurde alles auf Null gestellt. Der Hohepriester, der allein Zugang zum Allerheiligsten hatte, lud die Sünden des Volkes symbolisch auf einen Ziegenbock, den Sündenbock, und dieser wurde dann in die Wüste geschleppt, beladen mit den Sünden des Volkes, wo er dann verstarb. Damit waren dann die Sünden abgetan und den Gläubigen wurde die Vergebung zugesprochen unter der Maßgabe, sich zu bessern und ganz dem Willen Gottes zu folgen und seine Gebote zu halten.

Und dann passierte etwas an Karfreitag, das alles umkrempelte. Nach Jesu Tod am Kreuz, so lesen wir es im Markus Evangelium, riss der Vorhang zum Allerheiligsten entzwei.

Markus 15: 37 Aber Jesus schrie laut und verschied. 38 Und der Vorhang im Tempel zerriss in zwei Stücke von oben an bis unten aus. Das, was alle normal sterblichen Menschen am Zutritt zum Allerheiligsten, also zu Gott, hinderte, das war nun nicht mehr da. Das Allerheiligste war offen. Alle hatten freien Blick

auf das Allerheiligste. Das Allerheiligste, also Gott, war nun nicht mehr hinter Vorhängen versteckt, sondern offen und frei zugänglich. Sicher wurde der Vorhang nach diesem Vorfall wieder schnell zusammengenäht, aber die Symbolik blieb ja erhalten.

Durch Jesu Leben und Tod und seine Auferstehung war nun der Zugang zu Gott für alle frei. Ein Hohepriester, bzw. all die Opfergaben und die amtierenden Priester vor dem Allerheiligsten waren nicht mehr notwendig. Gott selbst hat den Zugang zu sich für uns geöffnet.

Hier wurde nun nicht mehr unterschieden zwischen Priester und Gläubigen, zwischen Zöllner und Pharisäer, zwischen Frauen und Männern, zwischen Juden und Nichtjuden. Alle Eingruppierungen und Schubladen wurden aufgehoben. Alle hatten gleichen Zugang zu Gott durch Jesus Christus. Der Vorhang war zerrissen. Diese Symbolik gehört mit zu den stärksten Bildern des Neuen Testaments.

Und jetzt haben wir diese Geschichte aus dem Tempel gehört mit dem Zöllner und dem Pharisäer. Der Pharisäer kommt dem Allerheiligsten näher als der Zöllner. Er klopft sich auf die Brust und sagt Gott und aller Welt wie toll er ist. Er ist der spirituelle Überflieger. Wenn Gott ins Verborgene schauen kann, wie Jesus mal sagte, warum muss der Pharisäer eigentlich all das Gott im Gebet nennen? Euer himmlischer Vater weiß doch was ihr braucht, sagte Jesus.

Aber wir Menschen sind ja so gestrickt, dass wir gerne das hervorheben, was wir so alles gemacht und geleistet haben. Wir wollen gut dastehen. Wir suchen nach Anerkennung. Wir präsentieren all das, was wir haben und was wir geleistet haben. Und vielleicht auch noch das, was unsere nächsten Etappenziele sind, was wir noch so erreichen wollen. So verhalten wir uns doch gerne gegenüber unseren Mitmenschen. Und der Pharisäer agiert genauso auch gegenüber Gott. Schau mal, lieber Gott, was ich alles geleistet habe.

Er ist wie ein kleines Kind, dass etwas aus Lego gebaut hat und sein Bauwerk stolz präsentiert. Irgendwie ist das in uns Menschen so angelegt. Und ich merke plötzlich, dass ich dem Pharisäer doch etwas ähnele. War sein Verhalten mir beim ersten Lesen doch etwas fremd, so merke ich beim zweiten Blick, dass ich auch so handle, zumindest meinen Mitmenschen gegenüber.

Und was wir im Alltag regelmäßig machen, das gilt ja vielleicht auch für den geistlichen Bereich. Vielleicht präsentieren wir im Gebet nicht all unsere Errungenschaften wie der Pharisäer, aber es gibt einen Punkt, wo wir genauso agieren.

Wir alle haben manchmal die große Warum-Frage. Warum musste mir das passieren? Warum diese Krankheit, diese Krise, diese Arbeitslosigkeit, dieses Zerwürfnis? Wir kennen alle diese Warum-Fragen.

Und dahinter steckt doch oft die Überzeugung: Lieber Gott, ich bin doch eigentlich ein guter Mensch, ich lebe nach deinen Geboten, ich habe noch nie wirklich was Schlimmes gemacht, warum also dieses Unglück? Ich habe mir wirklich nichts vorzuwerfen. Lieber Gott, schau mal auf deine Karteikarten nach meinem Namen und dann siehst du all das Gute unter meinem Namen. Deswegen hadern wir so sehr mit der Warum-Frage, weil wir überzeugt sind, dass wir es nicht verdient haben. Herzliche Grüße vom Pharisäer.

Und dann war da noch diese andere Person, die wir innerlich vielleicht ein wenig abschätzig betrachten.

Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Der Zöllner steht abseits, aus bekannten Gründen. Keiner mochte ihn, denn Zöllner nahmen gerne mal etwas mehr Zoll ein am Stadteingang als notwendig. Wenn jemand vom Land auf dem Markt in der Stadt etwas verkaufen wollte, musste er Zoll zahlen. Es gibt ja Präsidenten, die auch heute sehr willkürlich irgendwelche Zölle festlegen und nach paar

Wochen wieder ändern. Diese Zöllner waren jedenfalls auf der Beliebtheitsskala sehr weit unten. Keiner mag mich – das konnten die Zöllner alle von sich behaupten.

Nun nimmt Jesus genau diesen Zöllner in seine Geschichte mit auf. Auf der einen Seite die geachteten Pharisäer und auf der anderen Seite die verabscheuten Zöllner. Der Kontrast konnte größer nicht sein. Und der Zöllner weiß, wo er in der Jerusalemer Gesellschaft hingehört: *Der Zöllner aber stand ferne.* Und es heißt weiter: *er wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig!*

Der Zöllner sieht sich selbst als Sünder, also nicht als würdig, um in die Nähe Gottes zu kommen. Nicht die anderen sind schuld, nicht die Verhältnisse, nicht die Umstände. Der Zöllner prüft sich selbst – und er besteht diese Prüfung nicht.

Und er findet keinen Trost in dem Gedanken, dass andere auch nicht besser sind als er.

Vielleicht haben wir das schon mal gehört oder gar von uns selbst gedacht: „Ich bin ein schlechter Mensch!“ „Niemand ist so schlecht wie ich“ – Luther hat oftmals so gedacht. Mutter Theresa hat so von sich gedacht. In den Psalmen kommt das regelmäßig vor und in so manch einer Bibelgeschichte.

Sich Gott gegenüber als elenden Sünder verstehen – wagen wir eine solche Sicht auf uns selbst? Wollen wir uns so sehen? Sich selbst als Sünder aufzufassen: Das passt nicht mehr so recht zu unserem Lebensgefühl. Sind wir doch eher Team Pharisäer?

„Niemand ist so schlecht wie ich“ – das ist ganz klar negative Selbstbeurteilung. Man könnte diese Selbstbeschreibungen auch als Ausdruck einer tiefen Depression auffassen. Und in der Therapie wird dann vielleicht empfohlen, dass wir lernen, „mit uns selber befreundet zu sein.“ Uns werden von Jesus hier zwei Menschen vorgestellt. Einer, der sehr von sich überzeugt ist, wie gut er ist und einer, der überzeugt ist, dass er nicht so gut ist.

Einen Hochmütigen und einen Demütigen führt Jesus uns in diesem Gleichnis vor. Aber dann kommen mir Zweifel und ich frage mich: Führt Jesus uns wirklich zwei verschiedene Menschen vor? Oder schildert er uns nicht eher zwei Zustände unseres Herzens? Wir haben beide Seiten in uns, ob wir wollen oder nicht.

Und so können wir zwei Botschaften an uns mitnehmen: Wenn wir in der Gefahr sind, auf andere herabzuschauen, weil wir so angetan sind von uns selbst, weil wir uns selbst so wunderbar finden, dann sagt Jesus uns: „Bleib auf dem Boden und schau nicht auf andere herab, denn auch du bist ein Sünder und machst Fehler.“

Wenn wir aber zerknirscht sind und uns Vorwürfe machen, dann sagt Jesus uns: „Sei getrost: Trotz Deiner Fehler lässt Gott Dich nicht fallen.“ Martin Luther prägte dafür die Formel: simul justus et peccator – zugleich Gerechter und Sünder.

Gerecht (iustus) bedeutet, der Mensch ist durch den Glauben an Jesus Christus vor Gott gerechtfertigt, unabhängig von seinen Werken.

Sünder (peccator) bedeutet, dass der Mensch gleichzeitig ein Sünder bleibt, der weiterhin Fehler macht und der Gnade Gottes bedarf.

In einem Kommentar las ich dazu die folgenden Worte: *Luthers entscheidende reformatorische Einsicht war: Unsere Identität gründet nicht in dem, was wir selbst tun oder nicht tun. Sie gründet auch nicht in unserem Urteil über uns selbst. Sie gründet vielmehr in dem, was Gott in uns sieht. ‚Rechtfertigung allein aus Glauben‘, das heißt dann: das Vertrauen nicht auf die eigenen Kräfte setzen, sondern allein auf Gottes Urteil über uns. Und im Glauben vertrauen wir darauf, dass Gott sein gnädiges, befreiendes, freisprechendes Urteil bereits gesprochen hat. Denn Christus hat das Unheil auf sich genommen, das wir verschuldet haben. Er hat das Unheil damit von uns weggenommen. Wir sind daher vor Gott keine Sünder mehr, sondern gerecht.*

Simul justus et peccator – zugleich Gerechter und Sünder – Pharisäer und Zöllner.

Ich möchte mit einer kurzen Biographie von John Newton zum Ende kommen.

Vor 301 Jahren, am 24. Juli 1725, wurde John Newton geboren. Sein Leben ist die Geschichte eines Mannes, der als Sklavenhändler Gott den Rücken kehrte, in einem Sturm Gott um Gnade bat, später Pfarrer und entschiedener Gegner der Sklaverei wurde. Bis heute ist er vor allem als Dichter des Liedes „Amazing Grace“ bekannt.

Newton verlor seine Mutter bereits mit sieben Jahren. Sie hatte ihm einen tiefen christlichen Glauben vermittelt und ihn früh mit Bibel, Katechismus und Liedern vertraut gemacht. Doch als sein Vater ihn mit zehn Jahren zur Ausbildung auf See schickte, entfernte sich John Newton zunehmend von seinem Glauben. Er wurde Seemann, geriet in die britische Marine und schließlich in den Sklavenhandel.

1748 befand er sich auf dem Schiff Greyhound, als es auf dem Atlantik vor Irland in einen schweren Sturm geriet. Das Schiff drohte unterzugehen. Angesichts des Todes fragte sich der 22-Jährige: „What mercy can there be for me?“ – Welche Gnade kann es für mich geben? In diesem Moment erinnerte er sich an den Glauben seiner Kindheit und an die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn. Das Schiff erreichte schließlich Irland.

Doch seine Bekehrung war kein plötzlicher vollständiger Neuanfang. Newton wurde sogar noch selbst Kapitän eines Sklavenschiffes und unternahm vier Reisen die jeweils gut eineinhalb Jahre dauerten. Erst nach und nach veränderte sich sein Leben. 1750 heiratete er seine Jugendliebe Polly. 1764 wurde er endlich zum anglikanischen Pfarrer ordiniert. Zunächst wirkte er in Olney, später in London.

In London begann auch sein entschiedener Kampf gegen die Sklaverei. Gemeinsam mit William Wilberforce, den er bereits aus dessen Kindheit kannte, setzte er sich ab 1787 für die Abschaffung der Sklaverei ein. Newton wusste aus eigener Erfahrung, worüber er sprach. Sein Lied „Amazing Grace“ entstand 1772 bei der Vorbereitung einer Neujahrspredigt. Angeregt

wurde er durch Davids Worte aus 1. Chronik 17,16: „Wer bin ich, Herr, und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast?“

Diese Frage ist für Newton eine Zusammenfassung seines eigenen Lebens. Er wusste um seine Schuld und sein Versagen – und zugleich um die unverdiente Gnade Gottes. Ein Mensch, der tief gefallen war, durfte erfahren: Gottes Gnade ist größer als meine Schuld. Sie kann ein Leben verändern und sogar aus einem Sklavenhändler einen leidenschaftlichen Kämpfer gegen die Sklaverei machen.

Amazing grace – Simul justus et peccator – zugleich Gerechter und Sünder.

Diese Gnade gilt Dir und mir – jeden Tag aufs Neue.

Und Jesus endet sein Gleichnis mit den Worten: *14 Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.*

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus unserem Herrn.“ Amen.

1 Amazing grace! how sweet the sound,
That saved a wretch; like me!
I once was lost, but now am found,
Was blind, but now I see.

2 'Twas grace that taught my heart to fear,
And grace my fears relieved;
How precious did that grace appear
The hour I first believed!

3 The Lord hath promised good to me,
His word my hope secures;
He will my shield and portion be
As long as life endures.

4 When we've been there ten thousand years,
Bright shining as the sun,
We've no less days to sing God's praise
Than when we first begun.